

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 32.

Dienstag, 8. Februar.

1916.

(11. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

Roman von Albert Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Auch auf Momme, der seit der Szene gestern noch immer ernst und sinnend war, wirkte die harmlose Fröhlichkeit der Bräuer.

„Se, Momme, wie Mutter sich freuen wird. Sie behauptete eben, der einzige Vernünftige ihrer Söhne seiest du.“

„Ach, Jungs, setzt ihm doch keine Raupen ein“, rief Frau Garring lachend, „glaub's ihnen nicht, Momme; du bist gerade so unvernünftig wie die anderen.“

„Ja, Mutter“, antwortete er frisch, „ich bin sogar noch unvernünftiger, denn ich will mich verloben.“

Wieder riefen die jungen Garrings durcheinander. „Heil Schwägerin Petrea!“ — „Mutter, hol'n Grog zur Feier des Tages.“ — „Er ist doch noch unvernünftiger als wir.“ — „Mutter, gratulieren; wirst Schwiegermutter.“

Frau Garring hatte die Söhne beiseite geschoben und reichte Momme die Hand.

„Sollen wir Brautweiber spielen, Momme?“ — „Wenn du keine Courage hast, nimme Mutter mit.“

Die Tür wurde geöffnet, und der Roogsinspektor trat lächelnd ein.

„Jungs, macht nicht solch Madau; man kann ja nicht arbeiten.“

„Still“, rief der Älteste lachend, „Vater hat Roog mit einem o geschrieben.“

Momme aber ging mit dem Vater hinaus.

„Ich kann wohl die Füße anspannen?“ fragte er.

„Natürlich, Momme. Und viel Glück. Grüße Thyfens.“

Momme Garring fuhr auf dem Brodbroer Weg dahin.

Es weihnachtete. Auf den ihm begegnenden Wagen lagen hinter dem Sitz Tannenbäume, Fußgänger waren mit Tüten und Kisten beladen, der Landbriefträger schritt mit all seinen Paketen schwer dahin. In den Körben der alten Brotfrau, welche von Brodbro alle Göße zu besuchen pflegte, häuften sich Festladen, Kringel und buntemalte Tiere aus Mischleig. Ein Jungknecht, der auf einer Fenne beim Mistfahren war, pfiff weniger melodisch als tiefempfundener: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Momme hielt vor Thyfens Hof. Der Bauer, der seit Livens Verwundung allein die Stelle bewirtschaftete, arbeitete vor der Scheune.

„Darf ich anspannen?“ fragte Momme.

Der Bauer hielt in seiner Arbeit inne und sah, auf die Mistforke gestützt, zu dem jungen Garring hin.

„Gast du soviel Zeit, Momme?“

„Möchte was Wichtiges mit dir besprechen.“

„Dann komm.“

Momme lenkte den Wagen auf den Hofplatz. Thyfens hatte die Forke in den Dunghaufen gestochen und half beim Anspannen der Pferde. Nachdem die Tiere in den Stall gezogen waren, schritten die Männer nebeneinander her durch den Garten.

Blöcklich blieb Thyfens stehen.

„Du wolltest was von mir, Momme?“

„Petrea will ich. Ist es dir recht, daß wir zum Fest Verlobung feiern?“

Der Goestbauer schüttelte dem jungen Mann die Rechte.

„Lasse ist noch nicht lange aus dem Hause“, sagte er mit leiser Wehmüt, „es wird eine stille Feier, Momme.“

„Wir gerade recht.“

Sie traten ins Haus.

Die Schwestern waren so eifrig beim Stubenbaden, daß sie den Besucher jetzt erst bemerkten. Über Petreas Anblick huschte ein Rot der Freude.

„Nun laß mal 'n Augenblick die Wehlschmiererei“, polterte Thyfens mit gutmütigem Lachen, „Petrea, mach die Hände vom Teich rein und den Mund vom Sirup probieren — du mußt beides gleich brauchen.“

Abichtlich versuchte der Bauer einen leichten Ton anzuschlagen; er mußte an seinen armen Jungen denken und wollte doch keine trübe Stimmung aufkommen lassen.

Petrea aber fühlte, daß hinter den scherzenden Worten ein tiefer Ernst sich verbarg.

„Geht doch in die Stube, ich komme gleich.“

Einen Augenblick später stand das blonde Mädchen vor den Männern.

„Momme möchte dich zur Frau haben, Petrea“, sagte der Bauer ernst. Und statt jeder Antwort legte sie ihre beiden Hände fest in die seinen.

8.

Marola von Adlersfelde verlobte eine trübe Weihnacht. Sie hatte ihrer Gesellschafterin außer einigen Schmuckstücken auch ein paar Bücher geschenkt, und Fräulein Vangett war so mit ihrer Lektüre beschäftigt, daß die Gräfin sich ungestört ihren Gedanken hingeben konnte.

Als Momme Garring vor dem Fest nach dem Festlande gefahren war, hatte sie die dumpfe Empfindung gehabt, daß jetzt irgend etwas geschehen müßte — irgend etwas, und sie wußte doch nicht was.

Nur späten Nachmittag, zur Zeit der Ebbe, ließ sie ihr Reitpferd satteln und ritt hinaus aufs Worland.

Wie oft war sie mit ihm hier draußen gewesen, hatte ihren Träumen von der glücklichen Königstochter nachgegeben, hatte nicht daran gedacht, daß es einmal anders werden könnte, und jetzt war alles aus.

Sie hielt das Pferd an und blickte durch die Dämmerung auf die See hinaus, durch deren Nebelhaft sich mühsam das Licht der Leuchttürme einen Weg erzog.

Und während sie so still hinstarrte, hatte sie die Hände auf dem Sattelsattel gefaltet, und ein trostloses Gefühl des Alleinseins überkam sie, daß ihr bittere Tränen in die Augen traten.

Was nun? Was nun?

Und etwas wie Sah gegen diese Gegend stieg in ihr auf. Hatte die Küste drüben, das Meer mit seinem Frieden und seinem Wüten sie nicht zurückgehalten, nur — um ihr bitteres Herzleid zu bereiten? Aber nein, nein!

War es nicht vom ersten Augenblick jener Mann gewesen, der sie gefesselt hatte, daß sie nicht weiterfuhr, daß sie diesen Fleck Erde nicht verließ, wie sie tausend Orte verlassen und vergessen hatte?

Und dieser eine Mann ging achlos an ihr vorüber! Fort, nur fort aus dieser Gegend mit ihren schrecklich wahrhaftigen, kühlen Menschen, wieder zurück in die Welt, mochte sie auch voll Lüge und Schein sein.

Und Karola von Mölkersfelde nahm in diesen Weihnachtstagen in ihrem Herzen schweren, qualvollen Abschied von allem, was sie hier geliebt hatte.

Der Verwalter kam zurück.

Die Gräfin bat ihn mit geschäftsmäßiger Ruhe zu einer Unterredung. Sie habe beschlossen, bald zu reisen — auf Wochen — vielleicht auf Monate. Sie hoffe, daß er dem Betrieb ferner mit dem bisherigen Eifer vorstehen würde. Wenn Gelder erforderlich seien, möchte er sie benachrichtigen, damit sie das Nötige veranlasse.

Die ruhige Sprechweise der Gräfin wirkte auch auf Momme beruhigend. Und er antwortete ihr, daß sein Schwiegervater ihn gebeten habe, sich hier möglichst bald freizumachen, da ihm nach des Sohnes Tod der Betrieb zu groß wäre. Momme könnte dann heiraten und mit Petrea auf der Stelle wohnen.

Die Gräfin lächelte bitter. Die Ruhe verließ sie, und nicht ohne Vorwürfe sagte sie: „So leicht lassen Sie Ihr Werk im Stich?“

Momme schüttelte den Kopf.

„Ich würde nicht gehen, wenn ich nicht wüßte, daß der Großknecht für die Hallig streben wird. Ich werde ihn vorher in die Buchführung und die Pläne für den nächsten Sommer einweisen. Und — da Ihnen der Aufenthalt hier ja langweilig zu werden scheint, können Sie die Hallig ja verkaufen. Jetzt, da es bewiesen ist, daß Diebstahl sich rentieren wird, werden Sie leicht einen Käufer finden.“

„Und Sie glauben, daß ich mich so leicht von meiner Hallig trennen werde?“

„Sie wollen doch schon reisen. Es ist auch so natürlich — Sie als —“

„Schweigen Sie“, fuhr sie da zornig auf, „Sie haben nicht das Recht, mir wieder vorzuwerfen, daß ich eine Fremde bin. Ich verkaufe die Hallig nicht.“

Momme Harring zuckte die Achseln.

Die Gräfin schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab. Schließlich blieb sie am Fenster stehen und sah aus Meer hinaus. Und während sie so da stand, fuhr sie fort: „Also ich reise in den nächsten Tagen. Sie haben sich bereit erklärt, so lange zu bleiben, bis der Großknecht dem Betrieb allein vorzustehen vermag. Dann können Sie ihm die Hallig übergeben und gehen. Die Zimmer bleiben, wie sie sind, zu meiner Benutzung bereit, bis — bis ich wiederkomme.“

(Fortsetzung folgt.)



Ein heimlicher Funken ist mehr zu fürchten als ein offenes Feuer,
Arabischer Spruch.

Vom Soldatenhumor.

Von dem heldenhaften Soldatengeist, der unser gewaltiges Heer besetzt, ist der kernige Soldatenhumor untrennbar, der seit jeher im Leben und in der Sprache unserer Krieger zu Hause gewesen ist und von dem uns der jetzige Krieg wieder so manche Probe erbracht hat. Nirgends findet man eine solche Fülle von humoristischen Ausdrücken und Bezeichnungen wie in der Sprache unserer Landesverteidiger und keine andere Armee der Welt nicht nur im entferntesten in dieser Beziehung an das deutsche Heer heran. Es gibt bei diesem wohl kaum einen einzigen Truppenteil, der nicht mit einer Reihe treffender Spitznamen bedacht worden wäre. Die Infanteristen heißen Fußlatscher, Sandhasen, Rottkragen, Kartoffelschupfer, Kilometersechse, Feldwatten; in Österreich nennt man sie gar Fußlappenindianer; bei der Kavallerie nennt man die Mannen Rosetten, Paddenstecher oder gar

reitende Laternenanzünder. Nachdem auch die übrigen Kavallerie-Regimenter mit Lanzen versehen worden sind, ist dieser schöne Name auch zu den Dragonern und Kürassieren gewandert. Die Kürassiere nennt man auch noch wegen der weißen Waffentrübe, die sie in Friedenszeiten tragen, Wehlsäcke, und wegen des Panzers, den sie im Frieden nur bei Paraden anlegen, Klempner oder Blechuppen; die Husaren führen wegen der reichen Verzierungen, die ihre Uniformen aufweisen, den hübschen Namen Bindfadenjungen. Die Artilleristen nennt man Bombenschmeißer, die Feldartilleristen insbesondere Knallbroschenträger, die Fußartilleristen Ballrührer. Für die Jäger hat der Soldat hübsche Vergleiche aus dem Tierreich zur Hand; er nennt sie Grünschnäbel, Grünspechte, Grasschupfer oder Laubfrösche; die Pioniere heißen Maulwürfe, die Eisenbahner Wagenschieber oder Schwellenträger. Die meisten Spitznamen hat wohl der Train, der ungerechtfertigterweise immer noch nicht von den übrigen Truppenteilen für voll angesehen wird. Er heißt u. a. die Kolonne Prr, die weißblau Garde, Weißendragoner oder Kolonne Weißchen nach der weißblauen Uniform, die Zwiebackkutscher, Müllkutscher. In Österreich hat man für den Train den schönen Namen Peitschelhusaren; im Felde nennt man sie auch Chaussee-Einnehmer, weil die marschierenden Kolonnen ihnen ausweichen müssen. Weil der Train keine Höhen führt, neckt man die Trainoldaten damit, daß sie auf die Wagendeichsel vereidigt würden. In einem Soldatenliede heißt es gar:

„Der Train, der Train,
Der trägt den Säbel nur zum Schein,
Und zieht er ihn einmal in Ruten,
So steht darauf: „Du sollst nicht töten!“

Unter Verdrehung des Namens nennt man den Train bisweilen auch schweres Geträum. . . . Kein Regiment ohne Spitznamen! Dasjenige Regiment würde wohl nicht für voll angesehen werden, das nicht seinen besonderen Spitznamen besäße. Zur Kennzeichnung des Humors, der in diesen Regiments-Spitznamen zum Ausdruck kommt, seien die folgenden Bezeichnungen wiedergegeben: Das Garde-Füßler-Regiment in Berlin führt beifamlich den Spitznamen „Maitäfer“ seit der Zeit, als das in Potsdam und Spandau garnisonierende Garde-Reserve-Bataillon, aus dem das Regiment hervorgegangen ist, alljährlich um die Maitäferzeit zu den Paraden nach Berlin gekommen ist. Die Eisenbahner in Schöneberg heißen wegen des Buchstaben E auf ihren Achseklappen „Schöneberger Engel“. Das Garde-Grenadier-Regiment „Königin Elisabeth“ in Charlottenburg führt wegen der Krone mit einem darunter befindlichen E, die es auf den Achseklappen hat, den wenig schmeichelhaften Namen „Kroneneisel“; das 5. Garde-Grenadier-Regiment in Spandau trägt mit Bezug auf seine schmalen altpreussischen Gardeküken am Stragen, die denen der Postboten ähneln, den Beinamen „Briefträger“; die Leute vom 2. Garde-Regiment werden wegen ihrer roten Achseklappen „Rothhunde“ und die vom 4. Garde-Regiment wegen der blauen Achseklappen „Blaue Weischen“ genannt. Die Mannschaften der Seebataillone heißen „Lümmel“, die 88er in Rendsburg und Kiel „Rottfische“, die 118er wegen ihrer gelben Achseklappen „Kamarienvögel“. Das sächsische Infanterie-Regiment Nr. 107, das früher in der Pleißenburg in Leipzig lag, führte den Namen „Wanzenjäger“, der Name verblieb ihm, als es seine neuverbaute schöne Kaserne in Gohlis bezogen hatte. Aus der Unmenge von Spitznamen, die der Soldat für seine Vorgesetzten auf Lager hat, seien die folgenden hervorgehoben: Neben den Siegeslabuchsen des Generals finden die karminbergnügigen Weine des Generalsstablers, dessen Himbeerhössen oder Intelligenzstreifen besondere Beachtung. Der Militärgeistliche ist der Himmelstreich, der Militärgerichtsrat der Oberverdachtschöpfer, der Adjutant ist der Federfuchser, Tintenspien oder gar der berittene Tintenspien. Der Reserveleutnant wird gewöhnlich Sommerleutnant, bei der Marine Babegast genannt. Obermold heißt der Rückenunteroffizier, der das Kommando über die Molche, die Küchenmannschaften, führt, für die es noch viele andere schöne Bezeichnungen, wie Bouillonköpfe, Speckhengste und Küchenhammel gibt. Der Kammerunteroffizier heißt der Kammerjäger, Kammerner, Mottenheinrich, Mottenfänger, Mottenkönig oder Mottenmajor. Es gibt noch manchen anderen Major beim Militär, der in Wirklichkeit keiner ist: der Divisionsadjutant führt den Titel Grompermajor, und der Futtermeister bei der Kavallerie ist der Häckselmajor. Keint Gebrauchsgegenstand, keine Waffe, kein militärisches Aek

dingestück entgeht seinem Spitznamen. Das Kommissbrot ist dem Soldaten der Kommisskisten, die Königstorte oder Kaiser-Wilhelm-Torte, den Tornister nennt er Dachs, Affe, Kasten, Bundeslade, den Helm Dunsstiepe, Hurrahut, Gewittertulle, das Gewehr Kuhfuß, Schinken, Knarre, Spritze, die Klapprone Knallbonbon, die Stiefel Trittschen. Große Stiefel werden Oberlähne oder Elblähne genannt; man bezeugt diesen Namen sogar bei süddeutschen Regimentern und kann also daraus ersehen, wie solche Namen wandern. Es braucht nur noch an die jedem bekannten Bezeichnungen „dicke Berta“ und „Gulaschkanone“ erinnert zu werden, um zu zeigen, daß der deutsche Soldatenhumor auch in diesem jetzigen Weltkriege in hervorragendem Maße schöpferisch tätig gewesen ist. Man kann nur aufrichtig wünschen, daß Freunde des deutschen Soldatenhumors es sich angelegen sein lassen, alle neuen Ausdrücke, die der Humor unserer Feldgrauen in dem gegenwärtigen Feldzuge geschaffen hat, zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die farbigen Franzosen im Feldzug 1870/71. Im Hinblick auf die zahlreichen farbigen Völkerschaften, die im gegenwärtigen Krieg von den Engländern und Franzosen gegen uns ins Feld geführt werden, ist es von besonderem Interesse, die Beteiligung und das Auftreten der farbigen Franzosen im Krieg 1870/71 in Erinnerung zu rufen. Schon damals bedienten die Franzosen sich der Zuaven, Turcos und Spahis, und das wenig völkerechtliche Benehmen dieser dunklen Krieger wird in dem Bericht eines deutschen Offiziers wiedergegeben, dessen Erinnerungen im nächsten Heft der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht werden: „Nachdem die gewaltigen Schlachten im Elsaß im August und die glorreichen Schlachten in und um Sedan im September 1870 geschlagen waren und zur Gefangenennahme Napoleons geführt hatten, ergoß sich ein Strom von gefangenen Franzosen, Zuaven, Turcos und Spahis auch nach Magdeburg, deren Zahl schließlich 15 000 Mann erreichte. Ich wurde zum Kompagnieführer einer Kriegsgefangenenkompagnie kommandiert, deren Stärke zunächst etwa 300 Mann betrug, nach dem Fall von Straßburg aber auf 500 Mann stieg. Von dort kamen die unbändigsten und wildesten Turcos und Spahis, die nicht nur jeder Disziplin spotteten, sondern gelegentlich sogar vor einem tällichen Angriff gegen die deutschen Vorgesetzten nicht zurückschreckten. Um den Widerstand der wilden Horde zu brechen und sie an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, erging der Befehl, alle schwereren Insubordinationen und Ausschreitungen unnachlässig zu bestrafen. Unter den mir aus Straßburg überwiesenen Turcos war einer schwer erkrankt und sollte dem Lazarett übergeben werden. Durch den deutsch-französischen und den französisch-arabischen Dolmetscher machte ich ihm bekannt, daß er bestimmungsgemäß alle seine Sachen abgeben müsse, die bis zu seiner Wiederherstellung auf der Kompagniekammer aufbewahrt würden. Da der Turko der wiederholten Aufforderung, aus dem Zelt zu kommen und seine Sachen abzuliefern, nicht nachkam, mußte er mit Gewalt herausgeholt werden, wobei er biß, kratzte und mit Händen und Füßen derart um sich schlug und trat, daß er schließlich mit Striden gebunden werden mußte. Hierauf ließ ich seinen Tornister auspacken, in welchem sich außer einigen hundert Franken in Geld ein goldener Kelsch, eine silberne Oblatendose, innen reich vergoldet, mit gotischer Inschrift und eingraviertem „gallischem Hahn“, ein silberner Postenteller usw. vorfanden. Auf meine Frage, wie er in den Besitz des Geldes und der Kostbarkeiten gekommen sei, erklärte er, das Geld habe er sich von seiner Löhnung erspart und die heiligen Gefäße als „Andenken“ aus der Zitadellkirche in Straßburg mitgenommen. Mittels besonderem Verzeichnis und Bericht wurde alles der Königl. Kommandantur übersandt und der Turko später wegen Kirchenraubs zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.“

Aufstand bei Infanteriegeschossen. Es liegt nahe, zu glauben, daß das mit sonst unbekannten Geschwindigkeiten bewanderte Körper — ungefähr das Dreifache der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges — herankommende Infanterie-

geschloß auch einen ungeheuren Luftdruck verbreiten müsse, der allein schon Blutgefäße zerreißen und Nervenerkrankungen herbeiführen könne. Eingehendere physikalische Untersuchungen zeigen aber schon, daß bei dem kleinen, stark zugespitzten Geschößkörper keine bedeutenden Luftmassen beiseite geschoben werden müssen, die sich dann mit dem vermeintlichen Druck noch fortpflanzen könnten. Zur Gewißheit wird diese Vermutung aber erst durch die Versuche, die früher von der „Waffentechnischen Versuchsanstalt“ ausgeführt wurden und die M. Reuter in „Schuß und Waffe“ bespricht. Mehrere Patronenhülsen werden in einigen Zentimeter Abstand nebeneinander gereiht, dicht hinter ihnen befindet sich eine durchschlagbare Wand, welche den Weg des Geschosses durch den Einschuß festlegt. Versucht man nun, zwischen den aufgestellten Hülsen hindurchzuschießen, so bleiben die Hülsen trotz des notwendig dichten Vorbeischießens ruhig stehen; nur die durch Zufall getroffenen Patronen fielen um, ohne aber wieder die anderen mitzureißen. Ebenso wurden die Stämmen brennender Kerzen von 20 Meter Entfernung aus beschossen, ohne daß ein Licht durch den Luftdruck ausgelöscht worden wäre. Es ist also klar, daß ein dicht am Gesicht vorbeifliegendes Geschöß unmöglich Schaden anrichten kann, daß dagegen sicher durch Nervenschlag oder anderweitig traumatische Erschütterungen solche Verletzungen, ja selbst Todesfälle, auftreten können. Außerdem vermag die beim Schuß erfolgende Detonation sogar beim Infanteriegeschütz Trommelfellverletzungen, Ohrläusen und Ähnliches herbeizuführen, die aber physikalisch von dem vermuteten „Luftdruckverletzungen“ scharf unterschieden werden müssen. (K.)

Die fideles Gefängnis in Montenegro. Fideles Gefängnis, fast so ideal wie das in der „Flebermaus“, in dem Froch seine feuchtfrohliche Existenz als Gefangenen-Auffeher feiert, scheint es in Montenegro zu geben. So klein auch das Land ist, über das Nikita, der König der schwarzen Berge, seinzepter schwingt, so gibt es dort inmitten zwei Gefängnisse, deren Bewohner sich zum größten Teil aus Mönchen zusammensetzen, die ihre Tat aus Gründen der Blutrache begangen haben und deswegen zur Haftstrafe verurteilt wurden. Die beiden Gefängnisse befinden sich in Cetinje und am Skutarisee. In beiden Strafanstalten ist die Haft außerordentlich menschenfreundlich, ja geradezu „musterhaft“. Den im Cetinje-Gefängnis Inhaftierten ist tagsüber gestattet, sich frei zu bewegen, Besuche zu empfangen und zu machen, zu trinken, rauchen usw. Nur abends müssen sie zur Stelle sein, und zwar pünktlich, und werden dann eingeschlossen. Wahrscheinlich sind diese Leute tagsüber die freundlichsten Lämmchen und erst mit beginnender Dunkelheit ernst zu nehmen. Die Verschärfung der Strafe besteht im Anlegen von Fußfesseln. Das andere, wohlisch am Skutarisee gelegene Gefängnis ist für die schweren Verbrecher bestimmt; aber auch ihnen ist ein ganz angenehmes Dasein beschieden. Da das Zuchthaus auf einer Insel gelegen ist, so ist eine Flucht beinahe ausgeschlossen, weshalb die Inhaftierten wenigstens den Vergnügen genießen, sich ziemlich frei bewegen zu können.

Kleingeldmangel im Kriege. Die bei uns in diesem Kriege hervortretende Kleingeldnot herrschte in noch höherem Maße in dem Unglücksjahr 1808/07. In dem belagerten Kolberg, so erzählt der alte Kettelbeck in seiner Lebensbeschreibung, war der Mangel an kleinen Scheidemünzen so groß geworden, daß der Verkehr der gemeinen Soldaten mit der Bürgerschaft sehr erschwert und die regelmäßige Zahlung der Löhnungen beinahe unmöglich gemacht wurde. Aus dem Metall einer großen zerbrochenen Kanone versuchte man, nachdem eine bare Anleihe bei den Bürgern vergeblich gewesen war, eine Not- und Belagerungsmünze zu prägen. Wer niemand in der Stadt verstand sich auf dieses Handwerk, und es war auch nicht die geringste Frageborrichtung dafür vorhanden. Da war guter Rat teuer! Wer wann hätte der alte Kettelbeck nicht Rat gesucht? Er erinnerte sich, daß er vormals im holländischen Amerika eine Art von Papiergeld, zur Erleichterung des kleinen Verkehrs unter den Pflanzern, im Gange gefunden hatte. Das mußte auch hier gehen, Kettelbecks Vorschlag, ähnliche Münzettel auszugeben, fand Beachtung und wurde durch eine zusammengesetzte Kommission wirklich ausgeführt. „Die Billets, von zwei, vier und acht Groschen im Werte und auf der Rückseite durch den Stempel des Königl. Gouvernements-Siegels autorisiert, fanden willigen Eingang, wurden in der Folge eingelöst und viele als Denkzeichen der überstandenen Drangsale immer behalten oder, selbst über ihren Nominalwert, als Seltenheiten

an zu uns hereingekommene sächsische Offiziere und andere Fremde verkauft."

Russische Goldnot. Bei uns ist bei dem weitauß größten Teil der Bevölkerung vor Anfang des Krieges ein Verständnis für die Auslieferung des Goldgeldes an die Reichsbank vorhanden gewesen. Das Vertrauen in die durch gewaltige Siege noch stärker erscheinende deutsche Kraft, die den Gedanken an ein Unterliegen mit leichter Handbewegung sich fernhalten durfte, hat die letzten Eindrücke im patriotischen Herzen des Bürgers aufgearbeitet: er empfand es als Schmach, Goldstücke im Hause zu besitzen. Der unbequemere Verkehr mit Papiergeld hatte während dieser ersten Wochen und Monate bereits das hemmende Trägheitsgefühl überwunden, der „Gelbbentel“ blieb den Kisten- und Silbermünzen vorbehalten, während auch der einfache Mittelstand sich an den Gebrauch einer Papiergeldnot gewöhnte. Selbst die Kreise, die mit einer gewissen Hartnäckigkeit den Goldbesitz immer noch als sicheren Schutz gegen etwa hereinbrechendes persönliches Unglück anzusehen pflegten, sind immer mehr von der Grundlosigkeit dieses Vorurteils überzeugt worden und haben ihre Goldstücke dem Reichsbesitz übergeben. Im russischen Kulturkreis mußte die gleichzeitig erfolgende Forderung der Goldablieferung notwendig andere Äußerungen hervorrufen. Wie soll die Masse dieses Volk's, dem das Mindestmaß pädagogischer Sorgfalt von jeher zu teil geworden ist, das nur als Arbeiter, als „Geist“ bis vor kurzer Zeit von den Aristokraten gepöbelt wurde, Verständnis für Forderungen entwickeln, die soweit über das augenblickliche Interesse des einzelnen sich erheben? Was bei uns Ausnahme war, mußte dort die Regel stellen, zumal jeder Anstoß zur Begeisterung durch nur verstreut sich durchziehende Nachrichten von Niederlagen und nicht die dramatische Maßregel von vornherein genommen wurde. Alle Agitation konnte das Mißtrauen gegen den Papierrubel nicht überwinden. Es ist deshalb von besonderem Interesse zu erfahren, welche Leidenschaft an die Stelle der Vaterlandsliebe zu treten und diesen Weg von Verunsicherung zu überwinden vermochte. Im Gouvernement Odesa, so berichtet die „Gegenwart“, hatte das unstillbare Verlangen nach Wurst in den Köpfen der Bauern das Gabelstich plötzlich zur verbürgten Tatsache werden lassen: der Verkauf von Wurst ist wieder erlaubt worden, doch nur gegen Zahlung in Gold. Wer könnte widerstehen? Und so zogen die Bauern scharenweise mit dem im Pels eingetauchten Gold in die Stadt, voll ungeprübter Freundschaft mit der lange und ganz heimlich und selten zu Gast gewesenem Freundin, dem „Wisserchen“, ein freies, ungekünsteltes Willkommen zu dürfen. Jetzt brach aber das Verhängnis schwer über das kurzzeitige Volk herein. Die Stadt wogte von der Verordnung nicht, glaubte aber den Leuten das nochmalige Schleppen des schweren Metalls ersparen zu müssen und handigte ihnen bequemere Papierrubel aus. Die Einwohner dreier Gemeinden hatten bei dieser Gelegenheit 11 000 Rubel in Gold hinterlassen. Würge für diese Geschichte, hinter der übrigens auch ein tüchtiger Beamter stehen mag, ist die russische Zeitung „Mro Rossy“. Nicht minder bedauernd, jedoch weit weniger niedriger ist das Verhalten der russischen Kapitalisten, hinter deren Namen auch mancher Großfürst das staatliche „Lebensinteresse“ verstehen mag. Diese versuchen ihre flüssigen Mittel in allen anderen, nur nicht in Anleihen oder in russischen Anleihen anzulegen. Sie kaufen Juwelen und andere klebende kostbare Gegenstände auf oder lassen der Staatsbank durch günstige Angebote große Mengen Goldes weg. Nach dem „Din“ hat zurzeit der Unterschied zwischen dem Preis, den die Reichsbank zahlt, und der privaten Angebot: bereits die Höhe von 46 bis 45 Kopfen bei einem Solotnik Gold erreicht.

Kriegsbeschädigte als Musiker. Die Kriegsschädigtenfürsorge, die schon so viel segensreiche Resultate ihrer Tätigkeit verzeichnen kann, hat es von Anfang an als eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen, durch Erweiterung der Erwerbswege ihren Schützlingen neue Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Naturgemäß ist ja die Zahl der Kriegsbeschädigten, die in die einzelnen Arbeitsgebiete eingefügt werden kann, immer eine verhältnismäßig geringe. Es gilt also, neue Pfade zu erschließen, um allen Kriegsschädigten die Erleichterung ihres ohnehin nicht leichten Loses zu ermöglichen. So sind in 61 deutschen Arrippersheimen heute nicht weniger als 31 Erwerbsfächer (in 221 Werkstätten) als Veranlassung angenommen worden. Eine höchst dankenswerte Aufgabe ist es, wie Prof. Adolf Reisinger im neuesten Fest der „Allgemeinen Musikanten" der Kriegsbeschädigten zu erläutern. Bisher trat die Musik in der Ausbildung der Kriegsverletzten zurück, doch allmählich werden auch die in der Technik der verschiedenen Musikinstrumente liegenden Schwierigkeiten überwunden werden. Hier eröffnet sich also eine höchst dankbare Aufgabe, um den Kriegsbeschädigten einen neuen Erwerbszweig zu bieten und sie außerdem seelisch aufzurichten und emporzuheben. Verhältnismäßig am wenigsten behindert in der Ausübung der Musik ist der Kriegsschadene. Die Zahl der blinden Klavierspieler ist seit jeher außerordentlich groß gewesen. Schwieriger ist in diesem Falle die Handhabung der Violine. Hier handelt es sich hauptsächlich um die Voraussetzung eines empfindsamen und bildungsfähigen Gehörs. Beschädigungen der Gliedmaßen sind dem Musi-

zieren meist in höherem Grade hinderlich als das Fehlen des Augenlichtes. Und doch ist selbst beim Fehlen eines Armes die musikalische Betätigung keineswegs ausgeschlossen. Wenn einige Finger fehlen, so muß beim Klavierspiel nur der übrige Fingersatz geändert werden, und die eine Hand muß helfen, wo die andere versagt. Künstliches Lebendiges Klavierspiel ist, wie gesagt, auch beim Verlust eines ganzen Armes nicht unmöglich. Den besten Beweis hierfür liefert der Fall des einarmigen Grafen Bichy, des Generalintendanten der Budapest-Hofoper, der als Konzertspieler einen großen Ruf erlangte. Graf Bichy verlor im Alter von 14 Jahren durch ein Jagdunfall den rechten Arm. Das ihm schon liebgewordene Klavierspiel erlernte er bald wieder, indem er zunächst dem Daumen die Rolle der rechten Hand spielte und mit den anderen Fingern der Linken die Begleitung spielte. Mit zäher Ausdauer gelang es ihm, seine Technik so zu verbessern, daß er schon am 25. März 1866 zum erstenmal eine öffentliche Probe seiner staunenswerten Virtuosität ablegen konnte. Seine musikalischen Studien unter Robert Schumann und Franz Liszt haben die künstlerische Vollendung seines Spieles derart gefördert, daß es bei den berühmtesten Kritikern stets Aufsehen und Bewunderung erweckt hat. Zur Bedienung der Blechinstrumente genügen im allgemeinen die Finger einer Hand. Der fehlende Arm wird durch einen einfachen Stützapparat ersetzt. Handelt es sich um rechtsseitige Fingerberührungen, so müssen einige Ventile nach links verlegt werden. Die erste derartig gebaute Trompete wurde während des Krieges von der Königin von Schweden einem in Dänemark zurückgebliebenen deutschen Offizier geschenkt. Auch bei den Holzblasinstrumenten ist ein Umlauf möglich. So läßt sich eine Flöte mit nur drei Tonschlägern bereits mit Erfolg handhaben. Einarmige, ja sogar Armlose können Blechinstrumente, wie große Trommel, Becken, Triangel und Glockenspiel bedienen und sich zu Virtuosen auf dem Klyphon ausbilden, wenn die Armstumpfe gut erhalten sind.

Schneeglöckchen. In einem alten Studentenliede „Becherlust" des Lubanensis liest, das nach der bekannten auch dem Liebe „Grab" aus dem Firtskaus" zugrunde liegenden Weise eines spanischen Tances „La Madrilena" noch heute von unseren Studenten gesungen wird, heißt es:

„Hinter der Weste erhebt sich das Herz
Wie die Schneeglöckchen im Anfang des März
Zubelt und jauchzt und gänxert so laut,
Wie wenn der Grobschmied das Eisen zerschaut."

In dem Vergleich mit dem frühlich pochenden Studentenherz werden also die Kraft, mit der das Schneeglöckchen aus dem harten Waldboden entporgetrieben wird, und die kräftigen Schläge, mit denen „der Grobschmied das Eisen zerschaut" auf die gleiche Stufe gestellt. Wer blühende Schneeglöckchen an ihrem Standort im Walde betrachtet, muß in der Tat staunen, wie es den zarten Blüten und ihren schwachen Blättern gelungen ist, nicht nur die dicke Decke des abgefallenen Laubes, das den Waldboden bedeckt, sondern auch das feste Erdreich zu durchbrechen. Nur in einem Punkte hat sich der gute Lubanensis nicht geirrt; die Schneeglöckchen unternehmen ihre Durchbruchversuche, die ihnen gleich denen der deutschen Artillerie bei Gorlice durchwegs gelingen, nicht erst im März, sondern schon im Februar, ja oft schon im Januar, wie dies bei der besonders gelinden Witterung dieses Monats in dem gegenwärtigen Jahre der Fall gewesen ist. Nun haben uns freilich die letzten Tage des Januar wieder Winterfröste gebracht, und mancher wird daher die armen Schneeglöckchen bedauern, die allzu vorwiegend und tollkühn ihre Köpfe hervorgestreckt haben. Wie dürfen aber über das Schicksal der schönen und garbustenden Vorfrühlingskinder herricht sein; sie erfrieren nicht. In einer alten Blumenfage wird uns über die Schneeglöckchen folgendes erzählt: „Als der erste Schnee zur Erde fiel, war er noch ohne jede Farbe, und er ging bittend von einer Blume zur anderen und bat sie um ihre Farbe. So kam er zu der Rose, zur Nelke und allen den anderen buntfarbenen Kindern Floras; aber man wollte ihn nicht erhören. Sondern jagte ihn mit Hohn und Spott davon. Endlich kam er auch, nun selbst in seinen Ansprüchen bescheiden geworden, zu dem bescheidenen Schneeglöckchen, schickte ihm in beweglichen Worten seine Not und bat es um Ablassung seiner Farbe. Das gutmütige Blümchen hatte Mitleid mit dem frostigen Gesellen, der so flehentlich bitten konnte, und verlieh ihm seine ganze weiße Farbe. Aus Dankbarkeit gestattete er nun seinerseits dem Schneeglöckchen, im frühesten März seine Blüte zu entfalten und dadurch zu Ruhm und Ansehen zu gelangen, während er alle anderen Blumen mit seinem wütenden Haß verfolgte und sie in da an vernichtete, wo er ihnen begegnete." Dieses hübsche Schneeglöckchen-Märchen läßt uns gleich vielen anderen Blumenfagen, die wir besitzen, erkennen, wie vortrefflich es unsere Vorfahren verstanden haben, die Natur und ihre Erscheinungen zu beobachten. Nun wird es uns auch klar, daß das Schneeglöckchen seinen Namen nicht einzig und allein der schneeweißen Farbe seiner Blüten verdankt; die Bezeichnung wird auch der Tatsache gerecht, daß Schnee, Eis und Frost der zarten Blume nichts anhaben können.